

Andrew James Ward White Cloud - Blue Mountain

Vernissage Donnerstag 17. März 2011, 18-20 Uhr
Ausstellung 18. März - 14. Mai 2012

„Der wahre Kampf ist gegen den ‘duende’“, sagte Federico Garcia Lorca: „Der duende ist ein Können, nicht ein Arbeiten, ein Kämpfen, nicht ein Denken. [...] Es geht nicht um eine Fähigkeit, sondern um einen wahrhaft lebendigen Stil; [...] es ist im Blut; [...] aus der allerältesten Kultur, dem unmittelbaren Schaffensakt.“

Im Schottischen Gälisch sagt man von einem Menschen mit dieser Art kreativer Energie, er habe ‘an conyach’, er sei von einem traurig-sehnsüchtigen Daimon besessen. Andrew Ward hat diesen conyach. Seine neuen Malereien zeigen uns spannungsreiche Visionen: das Donnerrollen der immer noch sich auffaltenden Alpen oder die reine Ruhe der unter den Händen des Künstlers wie Lehm aufgehenden Farbe. In dieser Ausstellung finden Yin und Yang zu dauerhafter Form.

Die Landschaften von Andrew Ward, dem Schotten aus den Highlands, sind das Ergebnis seiner langjährigen Auseinandersetzung mit Gebirgen – in Schottland und der Schweiz, in Deutschland und Italien. Sie stehen da in pastos mit den Fingern aufgetragener Farbe, leblos zwar, doch voll Energie. Sie brechen aus, greifen vorwärts und zurück in der Zeit. Sie sind Teil des Wetters, das sie – und uns – formt. In diesen Gemälden werden Gestik und Form zu einem Ganzen; Bogen und Zielscheibe, Inspiration, Absicht und Leistung werden eins. Hier ist ein Künstler, der als Mensch und in seinem Werk die Gaia-Theorie in Aktion demonstriert: Alles ist Werden. In diesen Gemälden schwingt etwas Tragisches. Sie enthalten jedoch auch – und das ist wichtiger – ein inneres Feuer, eine spannungsreiche Energie, die der Künstler eingefangen und freigelegt hat. Hier ist Lebensfreude, die Leichtigkeit des Seins, der gelebte Augenblick.

Diese gemalten Gipfel – wie Tiere, die sich den Schnee vom Widerrist schütteln – verkörpern geologische Zeiträume, widerspiegeln jedoch auch die Geschichte der Menschheit und des kommenden Europa. Wie der Schottische Dichter Hugh MacDiarmid in On a Raised Beach schreibt: „Es gibt jede Menge verwüstete Häuser auf der Welt, doch keine verwüsteten Steine.“ In diesen Gemälden ist die Farbe ausgebleicht. Alles ist reduziert – bloss um wieder zu erstehen. Diese Gebirgslandschaften lassen sich als Dramen des menschlichen Geistes lesen, als Fortsetzungen von Kämpfen, die der Filmemacher Stephen Macmillan dokumentiert, zum Beispiel in seinem Film von Andrew Ward, der sich 1999 in den Schweizer Alpen seiner Leinwand und den Elementen stellt.

Die hier gezeigten Gemälde stellen die „terribilità“ elementarer Natur im Sinn der Gothik dar und hätten John Ruskin gefallen. Denn sie suggerieren „Wahlverwandtschaften“, die alle, besonders aber die Nordländer, ansprechen. Andrew Wards eigentlicher Habitus ist jedoch auch klassisch, modern und zufallsreich. Er ist ein Künstler, der Ausblicke auf eine Welt ermöglicht, in der Proportion, Schönheit, Angemessenheit kämpfen mit dem düsteren dionysischen duende, von dem Lorca spricht. Zudem: Die offensichtliche Emotion, die in jedem der hier gezeigten Werke mitschwingt, ist befreit – positiv: Kunst vermag Ordnung ins Chaos zu bringen.

Bei Andrew Wards Schalendarstellungen handelt es sich um etwas anderes. Hier steht die Zeit still. Hier verbindet sich zeitgenössisches Sehen mit neolithisch klarer Form. Hier wandelt sich Cezanne’s petite sensation angesichts der Natur in Zen-haftes Staunen und transzendente Ruhe. Hier zeigt sich auch eine durchaus zeitgenössische künstlerische Abstraktion. Wie in des Künstlers Gebirgsmalereien sind auch hier der Prozess, das Medium eins mit der Aussage. Diese Malereien überraschen und sind neu – und doch scheinbar so alt wie das erste Wort. Sie sind sowohl „reine Form“ wie auch offensichtlich handgemacht, wie beim späten Tizian.

Kunst stellt „dauerhafte Äquivalente“ her. Hier gibt sich Andrew Ward (wiederum) in leidenschaftlicher Ruhe der Töpferkunst hin, einer der ältesten und menschlichsten aller Handwerkskünste. „War es hiefür, dass der Lehm hoch gewachsen ist?“, fragte der grosse englische Antikriegspoet, Wilfred Owen.

Hier jedoch ist es das zeitlose Phänomen der Schönheit von Lehm und Farbe, das uns aus diesen Malereien entgegentritt – in Schönheiten wie in einem sanft dargebotenen Kuss oder im Geschenk eines Segenswunsches. Hier ist Liebe. Die Liebe überdauert ihre Bewegung nie. Andrew Ward fängt die Poesie der Bewegung im Lehm ein zaubert sie mit seinen Töpferhänden in neue Form – als Geschenk, das weiter gegeben werden soll. Wie ein Töpfer arbeitet dieser Maler mit seinen Handflächen, mit seinen Fingern – und mit liebevoller, ehrerbietiger Intensität.

Die Geburt eines Berges, einer Schale, eines Gemäldes. Jean Renoir sagte, er male mit „seinem Penis“. Diese Reihe von Schallengemälden ist Andrew Wards Reaktion auf das Entzücken seines Sohnes Carlin angesichts eines Eis, das er nach Hause gebracht hatte. Hier sind die schlichten Freuden des Anfangs aller Dinge: „Überraschung und Verwunderung ist der Anfang des Verstehens.“ Das Ei eines wilden Vogels, der Anblick der Erde aus dem All, ein schlafender Kopf von Brancusi – als bewusst zeitgenössischer Künstler antwortet Andrew Ward auf „den Schock des Neuen“. Doch seine Vorliebe für „den Schock des Alten“ – für das Zeitlose – ist wohl tiefer.

Diese kontemplativen, heiteren Werke evozieren Figürchen aus der Bronzezeit, Worte von Lao-Tse, die Namen Morandi und Cy Twombly. Hier sind schwarze Löcher. Hier ist aufgegangener Lehm. Angesichts dieser Malereien kommt es einem vor, als wäre die Zeit still gestanden, als pulsierten die Sterne im All, als wären dingliche Formen körperlos. Sehen wird visionär: Hier sind Malereien, mit denen der Betrachter sich auseinander setzen muss, wenn er glauben will, was er sieht. Natürlich sind sie nicht vollkommen. Arabische Töpfer sagen: „Nur Allah erschafft vollkommene Schalen!“ Und gelingt ihnen eine nahezu vollkommene Schale, kerben sie ihr einen Mangel ein. So arbeitet Andrew James Ward – mit der gleichen Bescheidenheit.

So gibt der conyach den im Anblick des Todes aufquellenden tiefen Leidenschaften formalen Ausdruck. Und ein mutiger Künstler setzt sich mit den erhebedsten Erscheinungen des Lebens auseinander und schafft Ausgezeichnetes in einer Tradition höchster Disziplin und grösster Spontaneität.

Timothy Neat*

*Timothy Neat lebt in Schottland und ist preisgekrönter Schriftsteller, Filmemacher, Herausgeber und Professor der Kunstgeschichte.

Andrew James Ward White Cloud - Blue Mountain

Opening Thursday 17th March 2012, 6-8 p.m.
Exhibition 18th March - 14th May 2012

„The true struggle is with the ‘duende’”, wrote Federico Garcia Lorca: „the duende is a force, not a labour, a struggle not a thought [...] it is not a question of skill, but of a style that is truly alive; it is in the veins: meaning it is of the most ancient culture of immediate creation.”

In Scottish Gaelic, a person with this kind of creative energy is described as having an conyach. Andrew Ward has this conyach and his new paintings show us exhilarating visions – the rolling thunder of the Alps still shaping themselves – the pure calm of clay rising, as paint, beneath the artist’s hand. In this exhibition yin and yang are given permanent form.

Andrew Ward’s landscapes are a product of a Highland Scotsman’s long familiarity with mountains – in Scotland, in Switzerland, in Germany, in Italy. In fingered paint they stand – inanimate, radiating energy. They erupt, they extend forwards and backwards in time; they are part of the weather that shapes them, and us. In these paintings gesture and form become one; here the bow and the mark; inspiration, aim and achievement become one. Here is an artist who, in himself and in his work, demonstrates Gaia theory in action – all is process. There is a sense of tragedy in these paintings but also, more important, a visceral energy, a thrilling energy captured and released; here is the exuberance of life, here is the lightness of being, here is the lived moment:

*These painted peaks – like animals shaking the snow from their shoulders – embody geological time but also put up mirrors to the history of mankind and the new Europe emerging. As the Scots poet, Hugh MacDiarmid, wrote in *On a Raised Beach*, ‘There are plenty of ruined buildings in the world but no ruined stones.’ Colour has been leached from these paintings. Things have been reduced – only to be born again. These mountain landscapes can be seen as dramas of the human spirit, continuations of the kind of battle the film maker Stephen Macmillan documented when he filmed Andrew confronting his canvas and the elements in the Swiss Alps in 1999.*

These paintings display a Gothic sense of the ‘terribilità’ of elemental nature. They are the kind of paintings that John Ruskin would have enjoyed. They suggest ‘elective affinities’ to which all peoples respond, but northerners especially. Andrew’s native Gestalt, however, is also classical, modern and chanceful. Here is an artist who opens windows onto a world in which proportion, beauty, seamliness do battle with the black Dionysian duende of which Lorca speaks, and the evident emotion behind each work displayed here is liberating – affirmative: art can bring order to chaos.

Andrew Ward’s paintings of pots are something else. Here time is suspended. Here contemporary vision embraces Neolithic simplicity of form. Here Cezanne’s petite sensation before nature becomes a Zen-like wonder and transcendent calm. Here, also, is a very twenty-first century artistic abstraction. As in the mountain paintings, the process, the medium one with the message. These paintings are surprising and new, yet, apparently, as old as anything said. They are at once ‘pure form’ and as obviously hand-made as a late Tiziano.

Art is about the making of ‘permanent equivalents’: here, in a passionate calm Andrew opens himself (again) to the potter’s art – one of the oldest and most human of all craft forms. „Was it for this the clay grew tall?” was the question Wilfred Owen, the great English anti-war poet asked but, in these paintings, it is the timeless phenomenon of the beauty of clay and paint that comes forward to meet us out of these canvases – beauties, like a gentle kiss offered, like a blessing given. Here is love. Love never outlives its movement. Andrew Ward captures the poetry of the movement of clay – conjured into new forms by the potter’s hands – as a gift to be passed. Like the potter, this painter works with his palms and fingers, and loving, reverential intensity. The birth of a mountain, the birth of a pot, the birth of a painting.

Jean Renoir said he painted with 'his penis'. And it was Andrew's response to the delight of his son Carlin, in bringing home a chicken's egg, that ignited this series of vase paintings. Here are the simple joys of the beginning of things: 'to be surprised, to wonder, is to begin to understand'. A wild bird's egg, the earth seen from space, a sleeping head by Brancusi: as a consciously contemporary artist, Andrew Ward responds to 'the Shock of the New' but deeper, perhaps, is his love of 'the Shock of the Old' – the timeless.

Bronze Age figurines, the words of Lao Tse, the names Morandi and Cy Twombly come to one before these contemplative, uplifting works. Here are black holes. Here is risen clay. Before these paintings time itself can seem suspended, space take on a stellar pulse, solid forms become insubstantial. Seeing becomes visionary: here are paintings that must be dwelt with to be believed. Of course, they are not perfect. There is an old saying amongst Arab potters, „Only Allah makes perfect pots!“ and, if they ever make a pot that looks near-perfect, they nick an imperfection in it. So works Andrew James Ward – in equal humbleness.

Thus the conyach gives formal expression to the deep passions raised in the presence of death – and the grandest phenomena of life are addressed by an artist of high spirit acting within a tradition of disciplined, spontaneous excellence.

*Timothy Neat**

**Timothy Neat is living in Scotland and is an award-winning author, film-maker, editor and professor of art history*